



Newsletter vom 11. 9. 2022

Inhalt

Die Schule – noch ein Lernort oder eher eine Hüte-Institution?.....	1
8.9.2022, Timotheus Bruderer	1
Fünf Jahre Lehrplan 21 – eine Nachlese	3
Starke Volksschule St. Gallen, August 2022, Veranstaltungsbericht	3
Das befreite Klassenzimmer	5
NZZ, 5.9.2022, Meinung & Debatte, von Daniel Fritzsche	5
«Das Wie prägt jedes Was»	7
Journal21, 3.9.2022, von Carl Bossard	7
Hannah Arendt (1906-1975)	10
Schule ist Herzenssache - und im besten Fall mitreissend	11
Tages-Anzeiger 3.9.2022, Kultur & Gesellschaft, Christine Richard	11
Sechs Lektionen, die Christine Richard als Lehrerin gelernt hat	12
«Der Lohn ist nicht das Problem»	13
NZZ, 29.8.2022, Meinung & Debatte, Leserbriefe (NZZ 22. 8. 22)	13
«Das lässt sich nicht auf alles anwenden».....	13
NZZ am Sonntag, 28.8.2022, Forum, Leserbriefe	13
Veranstaltungshinweise	14
Sind Inklusion und Integration in der Schule gescheitert?	14
Starke Volksschule Zürich, Donnerstag, 15. 9. 2022	14
Ein Leben lang Eltern oder Geschwister eines behinderten Kindes.....	15
Vortragsreihe Pädiatrie, Schule & Gesellschaft, Mittwoch, 14.9.2022	15

Die Schule – noch ein Lernort oder eher eine Hüte-Institution?

8.9.2022, Timotheus Bruderer

Geschätzte Leserschaft

In all dem Bildungsreformen-Wirrwarr und dem akuten Lehrermangel an den Schulen tut es gut, einen Schritt zurück zu machen und das Ganze wieder einmal aus einer Distanz zu betrachten. Wie ist es eigentlich zu diesem Schlamassel und den heutigen Zuständen gekommen?

So nimmt uns der erste Artikel aus unserer aktuellen Newsletter-Auswahl mit in die Anfänge der «Bildungs-Talfahrt» – also damals, als durch den sogenannten «PISA-Schock» der schweizerische «Bildungs-Turm von Pisa» anfang, in Schiefelage zu geraten – bis hin zum Lehrplan 21, der im Schulalltag unterlaufen werde, weil er wenig praxistauglich sei. Dies wäre noch zu verkraften, wenn die Schweiz durch den neuen Lehrplan nicht unter den OECD-Durchschnitt gefallen wäre. Wie lange es wohl unser schiefer Turm von Pisa noch aushält, bevor er unter der Last des bürokratischen Überbaus, der zahlreichen Reformen und dem «Therapiegürtel» von Institutionen zusammenbricht?



Zu Recht wird die Frage gestellt, ob die Schule heute noch ein Lernort oder eine Hüte-Institution sei.

In einer erfrischenden Art schlägt Daniel Fritzsche in seiner Kolumne «Das befreite Klassenzimmer» in die gleiche Kerbe. Trotz der prekären Lage «will man sich nicht eingestehen, dass viele der Bildungsreformen der jüngsten Vergangenheit gescheitert sind und einer Überholung bedürfen.» Und mit all dem «Overhead», mit dem sich Lehrpersonen herumschlagen müssen, beleuchtet der Autor eine weitere, wichtige Ursache: «Vor lauter Vernetzung bleibt wenig Zeit für das eigentlich Wesentliche: die Arbeit mit den Kindern.» Auch wenn der Lehrberuf in der heutigen Gesellschaft komplexer scheint, liegt die Antwort in einer Entschlackung des Schulbetriebs und Konzentration auf den Kern des Unterrichtens – eben, dass ein Lehrer ganz einfach lehrt.

Dass im Berufsleben nicht das «Was», sondern das «Wie» entscheidend ist, wird uns von Carl Bossard anhand eines Pöstlers prägnant vor Augen gemalt und mithilfe der Erkenntnisse einer Politphilosophin meisterhaft eingerahmt. Im Gegensatz zum Output (dem «Was»), ist das «Wie» nicht quantifizierbar. Es ist aber gerade diese Leidenschaft, die eine «Haltung jenseits der Erledigungsmentalität generiert». Auch im Lehrberuf gilt es, dieser Leidenschaft Sorge zu tragen. Leidenschaftlich legt uns Christine Richard dann auch ihre sechs Lektionen dar, die sie als Lehrerin gelernt hatte. Dass sie diesen Beruf dennoch wieder aufgab, ist vielleicht dem Umstand zu verdanken, dass – wie sie selbst schreibt – «die Schule schon damals eine Notfallambulanz für alles war, woran die Gesellschaft krankt.»

Dass in vielen Klassen trotz eines Betriebs mit Dauerbaustellen versucht wird, das Beste aus der verfahrenen Situation zu machen, ist ganz sicher kein Verdienst der kantonalen Bildungspolitik. Vielmehr sind es engagierte Lehrerinnen und Lehrer, die letztlich wissen, worauf es beim Unterrichten ankommt. Sie legen den Lehrplan zur Seite und streichen das überladene Bildungsprogramm zusammen. Sie sind überzeugt, dass sie nur so den Kindern gerecht werden können. Sie verzichten weitgehend auf selbstorganisiertes Lernen und sind bereit, sich dem Vorwurf auszusetzen, in erster Linie «frontal» zu unterrichten. Dank diesen mutigen Lehrpersonen funktioniert unsere Schule an vielen Orten noch einigermaßen. Doch wie lange noch?

Dieses auf Sonderanstrengungen beruhende Funktionieren vieler Schulen entschuldigt das Versagen der Bildungspolitik in keiner Weise. Das Missachten von unsinnigen Vorgaben zeugt zwar von Zivilcourage vieler Lehrpersonen. Doch viele besser wäre es, endlich die richtigen Schlüsse aus gescheiterten Reformen zu ziehen. Da wäre als erstes die Wiedereinführung von Kleinklassen zu nennen. Das integrative Schulmodell mit seinen übertriebenen Erwartungen an die Individualisierung des Schulbetriebs ist zur grössten Belastungsfaktor für die Lehrpersonen geworden. Unzählige Einsteigerinnen haben den Schuldienst quittiert, weil sie mit der Sonderbetreuung von stark verhaltensauffälligen Schülern einfach überfordert waren. Es ist höchste Zeit, dass die Bildungspolitik sich von diesem unseligen Integrations-Dogma verabschiedet.

Mit Leserbriefen aus engagierten Federn und wichtigen Veranstaltungshinweisen runden wir diesen Newsletter ab. Sie sehen: erneut ein bunter Strauss an kritischen Analysen, Beurteilungen und konkreten Vorschlägen für eine Instandsetzung unseres schiefen Pisa-Turms. Ich wünsche Ihnen eine inspirierende Lektüre!

Timotheus Bruderer

Präsident «Starke Volksschule Zürich»



Fünf Jahre Lehrplan 21 – eine Nachlese

Starke Volksschule St. Gallen, August 2022, Veranstaltungsbericht

Nach der Generalversammlung des Vereins «Starke Volksschule St. Gallen» am Freitag, 24. Juni 2022, sprach Alain Pichard im Hotel Schwanen in Wil zum Thema «Fünf Jahre Lehrplan 21 – eine Nachlese».

Alain Pichard war ein Reformkritiker der ersten Stunde. Er initiierte mit Gleichgesinnten das lehrplankritische «[Memorandum](#)», das Magazin «[Einspruch](#)» und den «[Condorcet Blog](#)», eine ebenso kritische Plattform zum freien Austausch über Schulentwicklungen. Dieses Frühjahr wurde er als Berner Grossrat gewählt und kann sich nun auch in der kantonalen Bildungscommission einbringen. Gleichzeitig ist er trotz Pensionierung in Biel wieder aushilfsweise als Oberstufenlehrer tätig – wegen des Lehrermangels.

Er bezeichnet den Lehrermangel als grösste Herausforderung für die Chancengleichheit und das nach der Pandemie, welche sich auch schon negative auf den Lernerfolg der Kinder und Jugendlichen ausgewirkt hatte.

Ein kurzer Rückblick: Wie der Lehrplan 21 flächendeckend eingeführt wurde.

Die bis anhin gute Schweizer Volksschule wurde in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts von sogenannten Experten immer dreister schlechtgeredet.

Höhepunkt davon war der sogenannte PISA-Schock. Diese Studie der OECD, einer angelsächsisch orientierten Wirtschaftsorganisation, die ein ökonomistisches Verständnis von Schule und Bildung propagiert, lieferte die angeblich wissenschaftlichen Resultate, die beweisen sollten, dass unsere Schulen schlecht seien. Diese negative Sichtweise wurde von finanzstarken Stiftungen, wie der Bertelsmann Stiftung, unterstützt. Reformturbo und die entsprechenden Journalisten bauschen die Pisa-Testresultate zu einer Katastrophe auf. Dieser Schock ebnete dann den Weg für die bekannten tiefgreifenden Veränderungen.

Akteure auf eidgenössischer Ebene und in der Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK) setzten dann den Plan um, uns Bürgerinnen und Bürger zu bearbeiten, damit sie diese internationale Agenda umsetzen konnten.

Der erste Schritt dazu war die Abstimmung über den Bildungsartikel im Jahr 2006. Darin ging es vordergründig nur um einheitliche Kriterien für den Schulbeginn, die Schulpflicht und die Dauer und Anerkennung der Bildungsstufen. Nach gewonnener Abstimmung wurden aber von sogenannten Experten der EDK im Hintergrund neue Schulkonzepte entwickelt, was die meist gutmütigen Bildungsdirektoren willig abnickten. Damit wurde die Schulzeit auf elf Jahre erweitert, der Kindergarten in die Grundschule integriert, ein gemeinsamer Lehrplan für die Schweiz mit nationalen und internationalen Standards und dem sogenannten Bildungsmonitoring vorgeschlagen.

Der nächste Schritt war ab 2007 die Umsetzung des HarmoS-Konkordates. Kanton um Kanton wurde trotz grossen Widerstandes so lange bearbeitet, bis die Mehrheit zugestimmt hatte. Das Totschlagargument war der alte Kantönligeist. Acht Kantone sagten trotz der Medienwalze «Nein zu HarmoS». Obwohl 11 Kantone dem HarmoS-Konkordat nicht beigetreten sind, und in vielen Kantonen nur eine dünne Mehrheit für die radikalen Veränderungen stimmten, wurde fröhlich weiter reformiert. Damit gaben die Kantone ihre Schulhoheit und die Bürgerinnen und Bürger ihre Mitbestimmung in Schulfragen zum grossen Teil an nicht demokratisch legitimierte Gremien ab.

2013 wurde dann Schritt um Schritt die Katze aus dem Sack gelassen: der kompetenzorientierte Lehrplan 21. Seriöse Pädagogen und Praktiker trauten ihren Augen nicht, was da ausgebrütet wurde: Ein völlig neues Bildungsverständnis, Einschränkungen der Methodenfreiheit, eine neue Sprachdidaktik und die Orientierung an sogenannten Kompetenzen. Wissensvermittlung war nicht mehr im Fokus – selbstorganisiertes Lernen war angesagt.



Heute 5 Jahre später

Alain Pichard erstaunte die Zuhörer mit der Aussage, dass der Lehrplan 21 im Unterricht aktuell kaum eine Rolle spiele. Er werde unterlaufen, weil er wenig praxistauglich sei. Trotzdem habe er eine nicht unbedeutende Wirkung – etwa für die Ausgestaltung der Lehrmittel.

Wenn junge Menschen den Lehrberuf ergreifen möchten, haben sie den Wunsch, dass sie Kindern beim Lernen helfen wollen. Die jungen Studentinnen und Studenten vergessen aber dieses pädagogische Ethos während der Ausbildung vor lauter theoretischen Arbeiten, welche einem ganz anderen Bildungsverständnis verpflichtet sind.

Mit dem Praxisschock komme es dann aber meist zu einer Rückbesinnung. Dann können die jungen Lehrer viel bei entsprechender Begleitung von erfahrenen Lehrerinnen und Lehrern lernen. In dem Sinne seien die Realität und der Föderalismus die grössten Feinde des Lehrplan 21. Sammelfächer wie Räume, Zeiten, Gesellschaften oder Natur und Technik und unterschiedlicher Fremdsprachenbeginn in den einzelnen Kantonen würden der Harmonisierung entgegenlaufen. Das Bildungsmonitoring sei ein Luftschloss, bei dem wir irgendetwas versuchen wollen – greift es nicht, versuchen wir etwas anderes. Die Standards, Tests, das Controlling und all die Konzepte seien eine Farce.

Beispiel Basel Stadt: Die Kosten pro Schüler seien dort mit 20'000.- Franken am höchsten, aber das Bildungsniveau mit Abstand an letzter Stelle. In Freiburg kosteten die Schüler nur 10'000.- Franken und gehörten zu den Besten. Als sehr logische Konsequenz mache Basel Stadt bei den PISA Tests nicht mehr mit.

Seit der Einführung des Lehrplan 21 rutschte die Schweiz beim Lesen unter den OECD-Durchschnitt. Die Leistungen hätten allgemein abgenommen. Das Problem sei die Allianz von Politik, Wissenschaft und Verwaltung, der bürokratische Überbau sowie die ständigen Reformen. Ein Problem sei auch, dass die Schulen so viele Kooperationen eingehen müssten mit Jugendarbeitern, Sozialpädagogen, Heilpädagogen, Psychologen, Psychiatern und Therapeuten aller Art. Allein in Biel gebe es einen Therapiegürtel von 30 Institutionen. Weiter komme es zu Auswüchsen wie beim freiwilligen Rücktritt eines Schulratspräsidenten im Kanton Zürich mit einer Abfindung von 650'000.- Franken.

Der Redner erwähnte noch weitere bedeutungsvolle Änderungen, wie die Einführung der Pädagogischen Hochschule anstelle des viel effizienteren Seminars, die Experimente mit neuen Schülerbeurteilungen, die Umsetzung des Integrationsartikels, die Schreibreform, die Bologna-Reform, die alle ohne Mitsprache der Bevölkerung und der betroffenen Institutionen eingeführt wurden. Für die Bildung werde immer mehr ausgegeben, sie mache 5,5 Prozent des BIP aus.

Ein Beispiel für die dabei entstehenden Leerläufe: Das Frühfremdsprachenlernen. Eine Frühfranzösisch-Studie, die zeige, dass die Kinder im frühen Sprachbad nichts lernten, werde nicht veröffentlicht. Dafür immer mehr teure Sprachlehrmittel verkauft.

Sturmwarnung

Frankreich nahm im Jahr 2000 an einem Ländervergleich teil und landete auf Platz 13. Darauf führten sie einen kompetenzorientierten Lehrplan ähnlich dem Lehrplan 21 ein mit Frühförderung und selbstentdeckendem Lernen und landeten 15 Jahre später auf Platz 35. Also viel Investition für grotesken Rückschritt. Die guten Mathematik-Ergebnisse seien im asiatischen Raum zu finden. Im Jahr 2017 habe Frankreich 8000 Patentanmeldungen verzeichnet und das kleine Südkorea 16'000. Daraufhin habe Macron Spitzenmathematiker um Rat gefragt und diese gaben zur Antwort: Back to the roots – zurück zu den Wurzeln, woran man jetzt arbeite.

Der aktuelle Lehrermangel habe sich abgezeichnet. Es gebe zwar mehr Pensionierungen, aber trotzdem seien die Lehrkräfte von 11'000 im Jahr 2006 auf 20'000 im 2016 gestiegen. Jedoch würden viele den Beruf des Lehrers als attraktiven Teilzeitjob verstehen. Speziell die Position des Klassenlehrers sei nicht mehr erstrebenswert, auch wegen eines munteren Ausbaus der Anforderungen. Es stelle sich die Frage, ob die Schule heute noch ein Lernort oder eine Hüte-Institution sei. Wenn Fachkräfte fehlten, leide die Qualität.



Ausblick

Die Fächer Frühfranzösisch und Frühenglisch müssten abgeschafft werden. Weniger sei mehr. Es brauche allgemein ein Abbau der vielen Lektionen. Für den Kampf um Verbesserungen müsse man sich eine dicke Haut zulegen, denn der Shitstorm sei gewiss.

Diskussion

Die Zuhörer zeigten sich überrascht von der Aussage, dass junge Lehrer ihre Arbeit gerne und gut machten. Alain Pichard erklärte, dass nach seinem Erleben zwar vieles in der Praxis schief laufe, aber die jungen Kolleginnen und Kollegen zeigten sich dankbar für die Hilfe erfahrener Lehrpersonen und seien engagiert.

Eine Teilnehmerin bemängelte, dass unter anderem die Schweizergeschichte kaum ein Thema in der Schule sei. Eine Kinderärztin schilderte, wie sie verzweifelte Eltern und Kinder antreffe, auch bereits in der ersten Klasse. Ein sorgfältiger Aufbau und die Anleitung fehlten im Unterricht und das individualisierte Arbeiten sei überfordernd.

Es wurde auch bemerkt, dass es doch auch wieder mehr Klassenunterricht gebe, es sei ein grosses Bedürfnis der Schüler, unter der Anleitung der Lehrerin, des Lehrers miteinander zu sprechen und zu lernen. Der angestrebte Ausbau der Digitalisierung mache Sorgen. Aber vielen Schülern und auch Erwachsenen sei in der Coronazeit wieder bewusst geworden, welche Bedeutung die Lehrer haben.

Fazit des Abends

Wichtig ist es, nicht nur Missstände zu benennen, sondern auch Positives zu würdigen. Junge Lehrer brauchen Hilfe. Der Diskurs über die gute Schule muss wieder aufgenommen werden.

Das befreite Klassenzimmer

NZZ, 5.9.2022, Meinung & Debatte, von Daniel Fritzsche

Die Debatte um den Lehrermangel hat einige Schwachstellen im heutigen Bildungswesen offengelegt. Nun gilt es, die richtigen Schlüsse daraus zu ziehen. Dafür muss ein Tabu fallen.

Es ist eine Frage, die früher auf dem Pausenplatz einfach zu beantworten war: «Was arbeitet deine Mutter, was dein Vater?» Die Leute hatten selbsterklärende Berufe: ein Schreiner schreinert, eine Schneiderin schneidert. Heute, in einer Zeit, in der Eltern als «Brand Evangelists» und «Chief Happiness Officers» tätig sind, ist alles viel komplizierter.

Ein Beruf, der heute wie gestern eigentlich einfach zu beschreiben sein sollte, ist jener des Lehrers. Ein Lehrer lehrt. Punkt. Doch so einfach ist es leider auch in diesem ehrenwerten Berufsstand nicht mehr.

Leute, die an den öffentlichen Schulen wirken, sind spezialisiert, arbeiten als IF- oder DaZ-Fachpersonen, als Klassen- oder Schulassistenten, in der Logopädie oder Psychomotorik. Für den Unterricht und alles darum herum ist ein ganzer Stab an Unterstützungspersonen verantwortlich. Dass eine Lehrerin einmal alleine vor ihrer Klasse steht, kommt kaum mehr vor. Im Schulzimmer wimmelt es von Personal, das sich den ganzen Tag lang um die «SuS» – das steht für Schülerinnen und Schüler – zu kümmern hat. Möglichst integrierend, möglichst individualisiert.

Die Schule als Gleichmacherin

Wegen der vielen Leute braucht es viele Absprachen und noch mehr unnötige Sitzungen. In der Stadt Zürich etwa tagt regelmässig die Schulkonferenz, in der Fragen, die das ganze Schulhaus betreffen, behandelt werden. Dazu kommen Stufen- und Jahrgangskonferenzen, die ebenfalls periodisch stattfinden. Nicht zu vergessen die Besprechungen von Unterrichts- und Standortteams sowie einer Steuergruppe, die eine beratende Funktion der Schulleitungen einnimmt. In sogenannten K-Teams, was für «Kooperationsteams» steht, geht es um die Koordination zwischen Schule und Mittagshort – eine Aufgabe, die mit der flächendeckenden Einführung von Tagesschulen noch an



Umfang zunehmen wird. Vor lauter Vernetzung bleibt weniger Zeit für das eigentlich Wesentliche, die Arbeit mit den Kindern.

Um reine Wissensvermittlung geht es im Lehrerberuf ohnehin längst nicht mehr. Die Ansprüche sind in den letzten Jahrzehnten enorm gestiegen. Dies aus einem an sich hehren Grund: der vielbeschworenen Chancengerechtigkeit. Die Schule soll Rückstände, die Kinder aus unterschiedlichen Umfeldern mitbringen, aufholen – nicht nur im Bildungsbereich, sondern auch im Sozialen. Einen entsprechend hohen Stellenwert nimmt für Lehrerinnen und Lehrer heute die Arbeit mit und an den Eltern ein; eine weitere Zusatzbelastung.

Nach der obligatorischen Schulzeit sollen alle Schülerinnen und Schüler die mehr oder weniger identischen Startchancen für ein erfolgreiches Leben erhalten haben. Die Schule als grosse Gleichmacherin. Lehrpersonen müssen dabei oft ausbügeln, was Eltern verschlafen haben oder noch so gerne delegieren. Das ist anstrengend, oft undankbar und damit ein wesentlicher Grund für den grassierenden Lehrermangel. Nur wird er von den politisch Verantwortlichen und Bildungstheoretikern kleingeredet.

Man will sich nicht eingestehen, dass viele der Bildungsreformen der jüngsten Vergangenheit gescheitert sind und einer Überholung bedürfen. Viel lieber rufen Lehrerverbände und Gewerkschaften nach immer mehr «Ressourcen», also nach noch mehr Lehrpersonal – dem Zauberwort in einem Bildungssystem, in dem es nicht an kostspieligen Ressourcen mangelt, sondern an Fokus.

Was es braucht, sind keine höheren Löhne, wie das zuweilen auch gefordert wird. Viel wichtiger sind bessere Arbeitsbedingungen, vor allem weniger Bürokratie, weniger Sitzungen und Absprachen, weniger geteilte Verantwortung, dafür mehr Entscheidungsfreiheit und Unabhängigkeit für jede einzelne Lehrerin und jeden einzelnen Lehrer, letztlich ein von Ideologie möglichst befreites Klassenzimmer.

Es ist immer schwierig, den Beginn einer Fehlentwicklung präzise zu datieren. Solche Prozesse dauern lange und sind fließend. Dennoch hat der 10. Juni 1994 ohne Zweifel eine grosse Bedeutung. An diesem Tag wurde im spanischen Salamanca eine Unesco-Erklärung unterzeichnet. An einer Konferenz mit 300 Teilnehmern, die 92 Regierungen und 25 internationale Organisationen repräsentierten, stand das Ziel «Bildung für alle» im Zentrum.

Die sogenannte Salamanca-Erklärung hält seither fest, dass jedes Kind einmalige Eigenschaften, Interessen, Fähigkeiten und Lernbedürfnisse habe. Und dass Regelschulen «mit integrativer Orientierung» das beste Mittel seien, «um diskriminierende Haltungen zu bekämpfen, den individuellen Bedürfnissen aller Kinder gerecht zu werden und eine integrierende Gesellschaft aufzubauen».

Die Schweiz, vorbildlich in der Umsetzung wie meist, ging voran und erklärte die integrative Förderung einige Jahre später in vielen kantonalen Volksschulgesetzen zum Goldstandard, so etwa im grossen Kanton Zürich. Seither gilt die Regel, dass grundsätzlich alle Kinder in einer normalen Schulklasse Platz finden sollen. Auch «schwierige» Fälle, die den Unterricht permanent stören.

So löblich die Absicht, so untauglich die Alltagspraxis. Das integrative Prinzip hat vielerorts zu Unruhe, Überforderung und der geschilderten Personalschwemme geführt. In einer Umfrage unter 10 000 Lehrerinnen und Lehrern gab mehr als die Hälfte an, dass sie die integrative Schulung als Zusatzbelastung wahrnehme. Entsprechend gross sollte der Handlungsbedarf sein. Das Mittel kann nicht sein, Gehörschutze im Klassenzimmer zu verteilen, wie das in mittlerweile vielen Schulen getan wird, weil sich die Kinder nicht mehr konzentrieren können.

Vielmehr sollte das System grundsätzlich überdacht werden. Es gibt Situationen, in denen eine Integration schlicht keinen Sinn hat. Dann etwa, wenn eine Schülerin mit dem Pflichtstoff masslos überfordert ist oder wenn ein Schüler den Unterricht dermassen stört, dass seine Klassenkameraden abgelenkt und die Lehrpersonen total absorbiert sind. Dann sind Sonderschulen, Förder- und Kleinklassen die besseren Mittel als hartnäckige Versuche, Kinder in eine Regelklasse zu pressen. Auch für die betroffenen Schüler kann dies Vorteile haben: Auf ihre Bedürfnisse kann besser eingegangen werden, sie haben Lernerfolge und müssen sich nicht stets mit den fortgeschritteneren Klassenkameraden vergleichen.



Widerstand in den Kantonen

Es ist ein zaghaftes, aber dennoch hoffnungsfrohes Zeichen der Einsicht, was Silvia Steiner als Zürcher Bildungsdirektorin und Präsidentin der Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren kürzlich in einem NZZ-Interview sagte: Bei der Sonderpädagogik sehe sie «Möglichkeiten, wie man die Lehrer entlasten könnte». Wenn es um Kinder gehe, die ernsthafte Probleme hätten, die verhaltensauffällig seien und eine Schulklasse durcheinanderbrächten, brauche es für die Schulen bessere Instrumente, um die Lage zu beruhigen. Steiner spricht von «Lerninseln», auf die gewisse Kinder vorübergehend geschickt werden können. Das geht zu wenig weit und kann höchstens ein erster Schritt sein. An einigen Schulen wird es bereits so gehandhabt. Die Gefahr ist gross, dass die Bürokratie so nur noch weiter wächst und es zusätzliches Personal braucht.

Vorstellbar wären andere Mischformen, um das an und für sich löbliche Ziel der Integration doch noch – zumindest teilweise – zu erreichen: Sonderschulen könnten beispielsweise vermehrt in reguläre Schulhäuser aufgenommen werden. Begegnungen fänden so immerhin auf dem Pausenplatz statt. «Weichere» Schulfächer wie Musik oder Zeichnen können auch in Zukunft integrativ geführt werden.

Bewegung ist erfreulicherweise in einigen Kantonen zu beobachten. Sowohl im urbanen Genf als auch im ländlichen Nidwalden wird das bisherige Modell hinterfragt. In Basel-Stadt hat ein Komitee eine Initiative lanciert, die die Einführung von Förderklassen vorsieht. Der Basler Bildungsdirektor Conradin Cramer scheint bereit, gewisse Änderungen anzugehen: Die integrative Schule müsse eine «bessere Wirkung erzielen», sagte er unlängst. «Die Lehrer dürfen nicht ausbrennen. Diese Gefahr besteht leider.» In einer Umfrage befürworteten fast drei Viertel der teilnehmenden Lehrer die Wiedereinführung von Kleinklassen. Die Aussagen und Beispiele zeigen, dass die Zeit für eine Reform der Reformen im Bildungsbereich reif ist. Die Debatte um den Lehrermangel in den Sommerferien legte manche Mängel des heutigen Systems korrekt offen. Nun gilt es, die richtigen Schlüsse daraus zu ziehen.

Natürlich wünscht sich niemand eine Rückkehr zur autoritären Lehrer-Lämpel-Schule, in der Frontalunterricht sowie Zucht und Ordnung vorherrschten. Die Individualisierung ist eine Errungenschaft, die aber nicht mit immer höheren Ansprüchen überfrachtet werden darf. Von pädagogischen Konzepten, die dem Gros der Schüler und Lehrer mehr schaden als nützen, gilt es sich zu verabschieden. Was es im Schulbetrieb braucht, ist eine Entschlackung und Konzentration auf den Kern des Unterrichtens. Dieser kann kinderleicht zusammengefasst werden: Ein Lehrer lehrt.

«Das Wie prägt jedes Was»

Journal21, 3.9.2022, von Carl Bossard

Aus der Leidenschaft für die Welt entstünde die Leidenschaft fürs Pädagogische, meinte die Politphilosophin Hannah Arendt. Diese humane Energie kann viel bewirken. Sie generiert eine Haltung jenseits der Erledigungsmentalität. Eine veralterungsresistente Referenz.

Ein vergilbter Artikel hat all meinen Aufräumaktionen getrotzt. Er erzählt die Geschichte des Tessiner Briefträgers Guerino Saglini. Sein Leben lang arbeitet er für die Post. Was denn einen guten Pöstler ausmache, fragt ihn die NZZ beim Übertritt in die Pension. «Passione! Leidenschaft!», antwortet Saglini kurz und bündig. Keinen Tag sei er ohne Freude zur Arbeit gegangen; egal, ob es geregnet oder geschneit habe, fügt er bescheiden bei.¹ Während 46 Jahren.

¹ Ins Licht gerückt: 16'862 Tage für die Post. In: NZZ, 23.08.2007, S. 9.



Im Handeln ist das Wie stärker als jedes Was

Die Leute von Biasca schätzten den Postboten Saglini. Für alle hatte er ein freundliches Wort, ja er zog vor ihnen sogar seinen Pöstlerhut, verbunden mit einem vergnügten «Buona giornata». «Ich habe diese Arbeit geliebt», bekannte er. In diesem schlichten Satz liegt vielleicht das Geheimnis seines Handelns. Saglini, der Briefträger aus Leidenschaft, wirkte mit seinem Tätig-Sein, mit seiner Denkweise und seiner Sprache. Kurz: mit seiner Haltung.

«Im Handeln prägt das Wie jedes Was.» Das Wort geht auf die politische Denkerin Hannah Arendt zurück.² Es beinhaltet etwas ganz Grundlegendes: Das Wie des Tuns drückt den Inhalten und Zwecken ihren Stempel auf, bringt sie häufig erst hervor. Wir sehen es bei Saglini. Der passionierte Pöstler verteilt im Städtchen Briefe und Zeitungen; das ist seine Arbeit, das ist sein tägliches Was. Resonanz bei den Menschen von Biasca aber erzielt er mit seinem Wie. Seine Person gibt der Funktion als Briefträger ihren Wert. Zwischen dem Postboten und seinen Kunden baut sich darum eine gemeinsame Welt auf. Diese Welt entsteht mit der Art und Weise, wie Saglini seine tägliche Pöstlerpflicht erfüllt.



Hannah Arendt 1924

Kinder erziehen heisst, Verantwortung für die Welt übernehmen



Hannah Arendt 1933

«Die Welt liegt zwischen den Menschen», unterstreicht Hannah Arendt 1959, als sie den renommierten «Lessing-Preis der Freien und Hansestadt Hamburg» verdankt.³ Wie aber entsteht diese Welt?, fragt sie. Entscheidend sei das «Zwischen», betont Arendt. Hier bilde sich die gemeinsame Welt vieler Menschen – in ihrer Vielfalt und Verschiedenheit.

Diese Welt aber sei zerbrechlich und dieses «Zwischen» stets gefährdet und gar «Gegenstand höchster Sorge», fügt sie bei. Sie verlangt darum von den Erwachsenen, dass sie den Kindern gegenüber für diese Welt, wie sie eben ist, einstehen. Auch und sogar dann, wenn sie mit ihr nicht einverstanden seien. Im Rückzug von dieser Welt und von der Verpflichtung für diese Welt sieht die Politphilosophin eine grosse Gefahr. Auch im Pädagogischen. Erzieherinnen und Erzieher stünden den jungen Menschen als Vertreterinnen und Repräsentanten unserer Welt gegenüber. Mit ihrem Beruf, mit ihrer Funktion und in ihrer Position. Darum müssten sie für diese Welt Verantwortung übernehmen. «Wer die Verantwortung für die

² Hannah Arendt (1992): Vita activa oder Vom tätigen Leben. 7. Aufl. München: Piper Verlag; vgl. Reinhard Kahl, Hannah Arendt zum 100. Geburtstag: Ihre Aktualität ist ungebrochen, in: DIE WELT, 10.10.2006.

³ Dies. (2019): Gedanken zu Lessing. Von der Menschlichkeit in finsternen Zeiten, in: Dies. (2019), Menschen in finsternen Zeiten. 5. Aufl. Hrsg. von Ursula Ludz. München: Piper Verlag, S. 12.



Welt nicht mitübernehmen will, [...] darf nicht mithelfen, Kinder zu erziehen.»⁴ Das tönt hart. Doch für Arendt ist es nicht anders möglich.

Die Verantwortung für die Welt zeigt sich in der personalen Autorität

Verantwortung – ein grosses Wort, gar ein schweres. Der ehemalige Bundesrat Moritz Leuenbeger meinte einmal: «Der Verantwortung bin ich zum ersten Mal als Primarschüler auf Bergwanderungen begegnet. Mein etwas älterer Cousin befahl jeweils: «Du trägst den Rucksack – und ich die Verantwortung; so sind wir quitt.» Damals schon hätte er also gewusst, was Verantwortung sei: nämlich ein schwerer Rucksack.

Auch für Arendt ist Verantwortung eine anspruchsvolle Aufgabe. Bei der Erziehung, sagt die politische Philosophin, zeige sich diese Verantwortung für die Welt in der personalen Autorität, der Lehrerpersönlichkeit, wie es früher hiess. Die Autorität der Erzieherin und die Qualifikation des Lehrers seien nicht dasselbe. Die Qualifikation von Lehrpersonen bestünde darin, dass sie die Welt kennen und darüber unterrichten können, aber ihre personale Autorität beruhe darauf, dass sie für diese Welt die Verantwortung übernehmen. Gegenüber dem Kind, so Arendt, nimmt die Lehrerin es gleichsam auf sich, die Erwachsenen zu repräsentieren, die alle sagen und im Einzelnen zeigen: «Schau, dies ist unsere Welt!»⁵

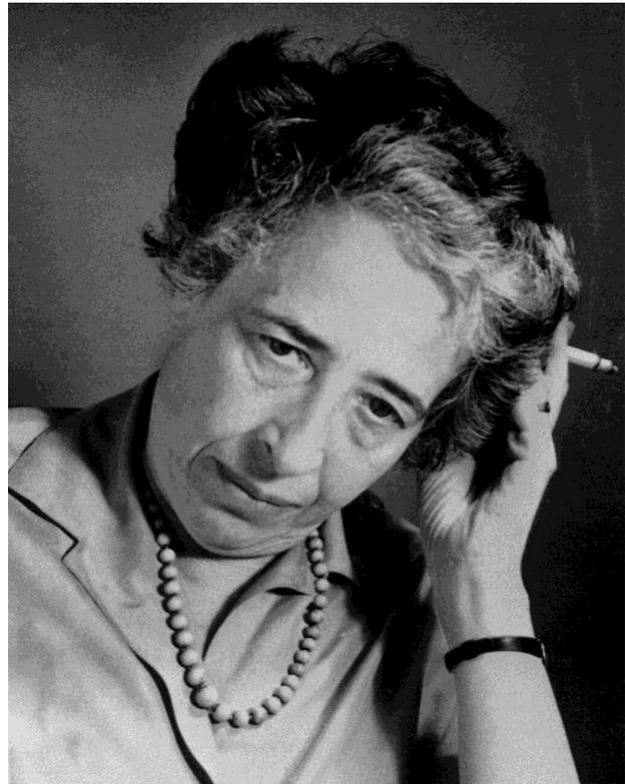
Wirksam ist das Wie des Denkens und Handelns

Im Unterricht bildet sich darum eine gemeinsame Welt, eine Welt verschiedener Generationen – ein Mikrokosmos des Miteinander, eine Lerngemeinschaft zwischen der Lehrerin, dem Lehrer und ihren Schülerinnen und Schülern. Dieses Zusammenspiel ist immer wieder gefährdet. Auch heute. Doch es braucht dieses «[Da-]Zwischen»; es ist wichtig, wie Hannah Arendt mehrfach unterstreicht. Hier spielen das Emotionale, das Beziehungshafte, das Dialogische. Das Dazwischen entsteht und besteht aus der Art des Handelns, des Denkens und Sprechens – es ist die Art, wie Erwachsene tätig sind und dabei auf die jungen Menschen eingehen.

Das Was ist wichtig. Doch so bedeutsam die Lerninhalte sind, zeigt sich in ihnen die Bedeutung des Wie: Wie ich als Lehrerin antworte und etwas formuliere, wie ich als Lehrer handle und den Kindern gegenüber trete, wie ich es vermittele. Die Form konstituiert den Inhalt. Dieser Primat wäre das Prinzip allen pädagogischen Handelns. Eine solche Grundhaltung führt zu einer Kultur jenseits der Erledigungsmentalität.

Im Wie offenbart sich die Person

Hinter den Sachen und Stoffen, hinter den Inhalten, Methoden und Lehrmitteln kann sich ein Lehrer förmlich verstecken: das Was als Schutzwand. Doch keiner kann sich hinter seine Art zu handeln, hinter sein Wie, zurückziehen. Im Wie zeigt sich die Person. Und es ist die Person, die im



Hannah Arendt 1950 (Foto: Keystone/EPA/dpa)

⁴ Dies. (1994): Die Krise der Erziehung, in: Dies.: Zwischen Vergangenheit und Zukunft. Übungen im politischen Denken I. München: Piper, S. 270.

⁵ Ebda.



Unterricht wirkt: mit ihrem Engagement und «Get involved!», mit ihrer Leidenschaft für die Welt und dem Feu sacré für die Sache – und damit für das Lernen der Schülerinnen und Schüler.

Wie dieser Elan im Unterricht wirkt und was er bewirken kann, wissen wir alle. Ein kleines Beispiel: «Wenn sie von Formen und Zahlen sprach, glühten ihr die Wangen und funkelten ihr die Augen, wie wenn Kinder von Schokolade-Glace reden.»⁶ So erinnert sich eine Berufsfrau an ihre vitale Primarlehrerin. Jahre später noch sieht sie deren Augen und Backen, fühlt die Atmosphäre und spürt die Freude am Lernen, wie sie offen bekennt. Da war eine Lehrerin mit einer Leidenschaft für die Unterrichtswelt und damit einem unbedingten Engagement fürs Pädagogische am Werk. Diese Leidenschaft entspringt der «Amor Mundi», der Liebe zur Welt, sagt Hannah Arendt. Wie ein Wasserzeichen zieht sich dieses Motiv durch ihr Werk.

Zum Denken als innerem Dialog führen – und zum Verstehen

Das Gleiche gilt für Platons Satz, dass Denken ein «Gespräch zwischen mir und mir selbst» sei. Für Hannah Arendt ein Kernanliegen: junge Menschen zum Denken führen, zu sich selbst. Und zum Verstehen. Das ist ihr wichtig und wesentlich. Und das hat beispielsweise Peter Bichsel, der Lehrer und Schriftsteller, erlebt. Er erinnert sich: «Ich hatte in der 5. und 6. Klasse in Olten einen wunderbaren Primarlehrer: Er hat mich von mir selber überzeugt, mich zum Schriftsteller gemacht. Weil er unter dem ganzen Schlamassel von Rechtschreibbefehlern entdeckt hat, dass ich gute Aufsätze schreibe. [...] Ich habe ihn geliebt.»⁷

Eben: Die jungen Menschen zu sich selbst führen und aus sich heraus zu ihren Möglichkeiten, zu ihren Potentialen – zum Beispiel zum literarischen Schreiben, wie das Bichsels Lehrer bewirkt hat: Denken als innerer Dialog. Denken kann der Mensch nur selber, aber er braucht Impulse. Darum ist der sokratische Dialog so wichtig: die sokratische Hebammenkunst, das Angeleitet-Werden über das Gespräch, über ein wirksames Feedback. Auch davon spricht Hannah Arendt. Es ist ihr Schlüsselthema: «Ich muss verstehen.» Und auch hier braucht es das «Zwischen»; denn «Die [pädagogische] Welt liegt zwischen den Menschen».

Das Wie ist durch keine Messbarkeit einzuholen

Guerino Saglini, Briefträger aus Passion, ging früher in Pension. Warum? Im Zuge einer Postreform rüffelte ihn ein Inspektor aus Bern. Mit der Stoppuhr erfasste er Saglinis Arbeitsschritte und mass seine Zustelleffizienz. «Vor allen Menschen den Hut ziehen? Das ist [für die Post] zu teuer!», beschied ihm der Kontrolleur aus der Berner Zentrale. Saglini zog die Konsequenzen und quittierte seinen Dienst.

Gemessen hat der Funktionär einzig das Was, den Output. Das Wie dagegen ist nicht quantifizierbar. Wie wichtig dieses Wie ist, weiss jede gute Lehrerin, das hat jeder engagierte Lehrer verinnerlicht. Dieses Wie ist durch keine Messbarkeit einzuholen. Es wirkt im «Dazwischen» und ist vielfach unsichtbar. Ihm müssen wir Sorge tragen. Es ist immer gefährdet. Darum bleibt Hannah Arendts Botschaft zeitlos.

Hannah Arendt (1906-1975)

Vielen bekannt und populär geworden ist Hannah Arendt durch den Kinofilm von Margarethe von Trotta. Sie nennt ihn schlicht: Hannah Arendt. Entscheidend ist der Untertitel: «Ihr Denken veränderte die Welt.» Ein hoher Anspruch. Doch es stimmt: Das Wagnis zu denken, verändere die Welt, schreibt der Publizist und Erziehungswissenschaftler Reinhard Kahl. Zur Bildung und zum Unterricht allerdings hat Hannah Arendt nur wenig publiziert; doch dieses Wenige ist für die Schule bedeutsam. Dazu zählen ihr Vortrag «Die Krise in der Erziehung» und die Lessing-Rede von 1959 mit ihren Grundideen.

Hannah Arendt wächst in Königsberg auf. 1928 promoviert sie in Heidelberg; sie setzt ihre wissenschaftliche Arbeit in Berlin fort. Als Kritikerin des Nationalsozialismus und Jüdin ist sie gefährdet. 1933 flieht sie

⁶ Stephan Ellinger, Johannes Brunner (2015): Alp-Traumlehrer. Von flüchtigen Fledermäusen und multikulturellen Frohnaturen. Studierende erinnern sich. Teilheim: Gemma-Verlag, S. 75.

⁷ «Ich wähle nur noch Frauen». Gespräch mit Peter Bichsel. In: DIE ZEIT, 24.06.2021, S. 17.



darum nach Paris. 1941 gelingt ihr die Ausreise nach New York. Hier publiziert sie ihr Hauptwerk «Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft». Ein Buch wie ein Jahrhundert.

Ihr unbequemes „Denken ohne Geländer“ bringt ihr Ruhm und Renommee ein. So konnte sie als erste Frau eine Professorenstelle in Princeton übernehmen. 1961 nimmt sie als Berichterstatterin am Eichmann-Prozess in Jerusalem teil. Sie erkennt im Nazi-Schergen Adolf Eichmann nicht jenen bösen Dämon, den sie erwartet hatte, sondern sie erlebt und identifiziert ihn als Spiessbürger. Er verübt unfassbare Gräueltaten, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken. Eichmann ist für Arendt nicht mehr nur der Schatten aus der Vergangenheit. Er wird, je genauer sie ihn beobachtet, eine Drohung, die aus der Zukunft kommt: ein seelenloser Funktionär, so Reinhard Kahl. Diese Sicht bringt sie ins Kreuzfeuer der Kritik. Ihr Buch löst heftige Kontroversen aus. Denn die „Banalität des Bösen“, wie Arendt ihren Bericht «Eichmann in Jerusalem» nennt, bedeutet: Man muss anerkennen, dass der Nationalsozialismus kein einmaliges Unglück war, das schicksalhaft über die Menschheit hereinbrach, sondern er ist etwas, das sich jederzeit wiederholen kann, wenn man es zulässt.

Hannah Arendt stirbt 1975 in New York.

Schule ist Herzenssache - und im besten Fall mitreissend

Tages-Anzeiger 3.9.2022, Kultur & Gesellschaft, Christine Richard

Ein Lob und sechs Lektionen • Gute Lehrkräfte sind leidenschaftliche Lehrkräfte. Warum sie den vielleicht wichtigsten aller Berufe ausüben - und was unsere Autorin als Lehrerin gelernt hat.

Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne, sogar dem Schulanfang. Es prickelt, wenn ein neues Schuljahr beginnt. Es ist ein bisschen wie vor einem Rendez-vous. Welche Lehrerinnen und Lehrer werde ich bekommen? Und umgekehrt: Welche Klassen werde ich als Lehrperson haben?

Lehrer, Lehrerin ist der wichtigste aller Berufe - schon allein deshalb, weil jeder von uns in der Schule war. Das prägt. Die Nulltypen, die nur ihren Job machen, sind vergessen. Im Gedächtnis bleiben die sympathischen Käuze, die Eigendenkerinnen, die Gerechten, die Unkonventionellen, die begnadeten Erzählerinnen und die intellektuellen Überflieger, die uns mitreissen. Leidenschaft, das ist's.

Bevor ich Journalistin wurde, unterrichtete ich vier lange Jahre an einem Gymnasium. Mein Vater wollte mich von Vater Staat versorgt wissen. Ich selber traute mich nicht, aus meiner Lieblingsbeschäftigung, dem Schreiben, einen Brotberuf zu machen. Die Praxis aber lehrte, dass lebenslang Schule, also der Lehrberuf, nichts für mich war.

Unvergesslich Olaf, er fragte im Geschichtsunterricht mutwillig nach Daten, worauf ich nicht vorbereitet war. Oder Daniel, der mir anvertraute, er habe die Musikanlage der Schule geklaut. Oder Julia, die bei Klassenausflügen mütterliche Zuwendung einforderte. Und der dicke Wolfi, seine Kameraden hatten seinen Pullover ins WC gestopft.

Ich wollte nicht Mutter, Sozialhelferin oder Testperson für Pubertierende sein. Ich wollte einfach nur den Unterrichtsstoff durchziehen. Einfach - nur war die Schule schon damals Notfallambulanz für alles, woran die Gesellschaft krankt. Zerrüttete Familien, soziale Ungleichheit, interkulturelle Probleme. Zudem hechelte man den Modezyklen der Weiterbildungsindustrie hinterher; ständig neue Lehrpläne und Finessen in Methodik und Didaktik. Dabei ist allein schon die Gestaltung einer guten Unterrichtsstunde anstrengend genug.

Angst vor Schülern ist eine schlechte Voraussetzung

Es ist peinsam, stundenlang von Dutzenden Augenpaaren angestarrt zu werden. Es ist aufreibend, Entertainerin vor der Tafel und Dompteurin im Klassenzimmer zu sein. Junge Menschen, einzeln betrachtet, sind umgänglich, lustig und nett. Aber wenn sie in Massen und Klassen auftreten, können sie ein Graus sein. Dann beginnt das uralte Spiel von Masse und Macht.



Um die Oberhoheit zu bewahren, war ich immer bestens auf den Lernstoff vorbereitet. Vermutlich hatte ich Angst vor Schülern, und das ist ungefähr die schlechteste Voraussetzung für einen Lehrer. Also schrieb ich nebenher für die Zeitung - und blieb dabei. Wer hatte mir die frühe Lust am Text vermittelt? Mein alter Deutschlehrer und meine Französischlehrerin, eine Dame mit klirrenden goldenen Armreifen. Sie riet mir, Kontaktlinsen statt der dicken Brille zu tragen. Danke, liebe Lehrer. Warum wird eure Mühe so wenig geschätzt?

In China sind Lehrer am meisten angesehen, in Israel am wenigsten (gemäss dem Global Teacher Status Index). Bei der Missachtung des Lehrerberufs liegen die Schweiz und Deutschland ganz vorne. Alle anderen europäischen Länder schätzen den Lehrberuf stärker, auch die USA, Ägypten, Neuseeland, Südkorea und die Türkei.

Umfragen des Dachverbands Schweizer Lehrerinnen und Lehrer (LCH) ergaben: Drei Viertel der Lehrpersonen fühlen sich von der Gesellschaft «eher weniger respektiert». Und sie sind schlechter bezahlt als Leute in der freien Wirtschaft mit vergleichbarem Anforderungsprofil. Berufe, die mit Schwachen zu tun haben, mit Kindern, Jugendlichen, Kranken oder Alten, werden öffentlich gelobt und insgeheim missachtet. Gesellschaftliche Geringschätzung trägt Mitschuld am akuten Lehrermangel.

Leidenschaft führt zum Lernerfolg

Der Philosoph Theodor W. Adorno registrierte die Imagekrise bereits Mitte der 1960er-Jahre. In seinem lesenswerten Essay «Tabus über dem Lehrberuf» beschreibt er Vorurteile, die sich zäh halten. Lehrer gelten als Akademiker zweiter Klasse. Pädagogen produzieren nichts, sie vermitteln nur. Sie werden beneidet wegen ihrer Sicherheit und deswegen verachtet. Sie stellen sich nicht der Konkurrenz. Sie sollen Kinder disziplinieren und werden dabei selber «starr, verkrampt und ungeschickt». Sie sind Schwarm mancher Schülerin, sind aber «aus der erotischen Sphäre ausgeschlossene Wesen». Eingespannt in eine Kinderwelt, gelten Lehrer selbst als infantil. Meint Adorno.

Was habe ich selber als sogenannte Lehrperson gelernt?

Wie gelingt erfolgreiches Lernen? Diese Frage untersuchte 2009 eine Meta-Studie von John Hattie. Der australische Schulforscher bündelte 50'000 empirische Studien aus aller Welt. Ergebnis: Äussere Faktoren wie Klassengrösse, finanzielle Ausstattung oder Stundenzahl sind für den Lernerfolg nachrangig. Es sind die leidenschaftlichen Lehrpersonen, die den grössten Einfluss auf die Lernenden haben. Lehrerin, Lehrer - ein schöner, schwerer, unschätzbar wichtiger Beruf.

Sechs Lektionen, die Christine Richard als Lehrerin gelernt hat

1. Unterrichten ist Herzenssache. Du musst Kinder lieben und dich in sie hineinversetzen können. Auch Sechzehnjährige sind noch Kinder.
2. Du bist Testperson, an der junge Menschen ihre Macht erproben. Wenn sich Schülerinnen in Lehrer verlieben, hat das wenig mit Sex zu tun und viel mit Macht.
3. Alles, was man kleinen Menschen antut, im Guten wie im Schlechten, bekommt man irgendwann später zurück.
4. Drei Viertel der Lerninhalte werden im späteren Leben vergessen. Nicht alle vergessen alles, aber die meisten vergessen das meiste. Schule verbraucht unzählige Lebensjahre, finanzielle Mittel und Forschungsergebnisse, aber die Krux des Vergessens ist tabu.
5. Im Gedächtnis bleibt nur hängen, was mit starken Emotionen verbunden ist. Am Anfang lernst du nur für deine Lehrer. Es braucht Persönlichkeiten, die man verehren kann.
6. Kinder sind Menschen und kein Humankapital, um Standortvorteile für die Wirtschaft zu sichern.



«Der Lohn ist nicht das Problem»

NZZ, 29.8.2022, Meinung & Debatte, Leserbriefe (NZZ 22. 8. 22)

Silvia Steiner, Bildungsdirektorin des Kantons Zürich, hat einmal erklärt, die Integration aller Schüler in der Volksschule sei ein Menschenrecht. Sie hat jetzt wohl einsehen müssen, dass dies letztlich lernschwache und verhaltensauffällige Kinder benachteiligt und auch dem Klassenverband nicht förderlich ist (NZZ 22. 8. 22).

Wenn sie jedoch die Kinder davor bewahren will, zu Sonderschülern abgestempelt zu werden, die keine Chancen mehr haben, jemals in die Regelschule zu wechseln, so behauptet sie etwas, das in diesem Sinne nie zutraf. Es kommt niemandem in den Sinn, Schüler in einer Sonderklasse zu behalten, wenn sie aufgrund von Fortschritten wieder in die Regelklasse übertreten können.

Überforderte Schüler haben ebenfalls Anrecht, kontinuierlich und durch konstante Lehrpersonen in Gruppen unterrichtet zu werden. Aber damit eröffnet sich natürlich eine andere Baustelle: Die Interkantonale Hochschule für Heilpädagogik bildet keine Lehrkräfte aus, die unter erschwerten Bedingungen in Klassenverbänden unterrichten können.

Sie hat als Hochschule gar alle Bewerber aufzunehmen, die ein Maturazeugnis vorweisen und sich vorher nicht als Lehrkräfte in Regelschulen bewähren mussten. Solange diese Voraussetzungen nicht erfüllt sind, werden Sonderklassen die von ihnen erwartete, anspruchsvolle Aufgabe nicht erfüllen können.

Peter Schmid, Frauenfeld

Die Aussage «Der Lohn ist nicht das Problem» von Regierungsrätin Silvia Steiner ist nur beschränkt richtig. Richtig ist, dass sehr viele Lehrkräfte vom Lehrerberuf in die Verwaltung von Gemeinden, Kantonen und Bund wechseln – und das nahezu ausnahmslos zu besseren Löhnen.

Die immer grösser werdende Verwaltung bei Staatsbetrieben zieht nicht nur Lehrkräfte aus deren angestammtem Beruf ab, sondern sie «saugt» auch Fachkräfte auf, die der Wirtschaft fehlen. Da die Löhne und Sozialleistungen in der Staatsverwaltung überdurchschnittlich sind, kann auch manche Lehrkraft der Versuchung nicht widerstehen, den Lehrerberuf an den Nagel zu hängen und eine komfortablere Verwaltungsstelle anzunehmen.

Dr. Roland Jost, Zürich

«Das lässt sich nicht auf alles anwenden»

NZZ am Sonntag, 28.8.2022, Forum, Leserbriefe

Es herrscht Lehrermangel – Quereinsteigerinnen schaffen Abhilfe. NZZaS vom 21. August

Die Aussage, dass Menschen, die schon lange im Leben stehen, eine gewisse Erfahrung in vielen Lebensbereichen mit sich bringen, trifft sicher zu. Aber diese Tatsache lässt sich wohl nicht so einfach auf verschiedene Berufe anwenden: Ich lese seit fünfzig Jahren diverse Zeitungen und verfolge Fernsehsendungen. Befähigt mich das nun zur Arbeit als Journalist? Die Antwort überlasse ich gerne Ihnen! Ich gebe seit vierzig Jahren regelmässig Geld aus, und im Bankensektor werden laufend Führungskräfte gesucht . . .

Ruedi Schmid, Glarus

Während 15 Jahren habe ich meine Aufgabe als Fachdidaktiker Sport an der ETH nach bestem Wissen und Gewissen wahrgenommen, war mir aber der Begrenztheit meines Einflusses immer bewusst. Natürlich kann man Studierenden einige wertvolle Hilfen und Strategien mitgeben. Aber unabhängig davon zeigt sich oft bereits nach 30 Minuten Unterrichtsbeobachtung vor einer echten Klasse, wer in diesem Berufsfeld Erfolg haben wird und wer nicht. Unsere drei Kinder haben in der Primarschule begnadete Quereinsteigerinnen und klägliche voll ausgebildete Lehrkräfte erlebt – und umgekehrt. Begabung, Engagement und souveräne Persönlichkeit waren dabei immer entscheidender als pädagogische Beigaben. Jungen Menschen mit diesem Profil stehen aber angesichts der



schlechten Rahmenbedingungen der Schule attraktivere Perspektiven offen. Die Reformpädagogik der letzten 30 Jahre war vollumfänglich auf Schülerinnen und Schüler fokussiert. Was das Arbeitsumfeld bieten muss, damit junge Talente mit Potenzial Lehrpersonen werden, wurde schlichtweg ausgeblendet. Die Quittung bekommen wir jetzt.

Roger Scharpf, Wohlen (AG)

Das Mass aller Dinge in Sachen Lehrerberuf sollen nicht mehr ein Hochschulstudium, sondern Lebenserfahrung und ausserpädagogische Berufserfahrung sein. Wie schief das Argument ist, zeigt die Frage, ob die Zulassung von Laien auch in anderen Berufen – etwa Ärzten oder Anwälten – als Chance beurteilt würde. Eigene Kinder stellen sicher in keinem Beruf einen Nachteil dar, sind aber weder notwendig noch hinreichend, um guten Unterricht zu erteilen, der ganz andere Ansprüche stellt als die familiäre Erziehung. Eine Schulklasse mit einem Wolfsrudel zu vergleichen und die Lehrperson zur Leitwölfin zu erklären, mag ein guter Einfall sein. Aber so geht Klassenführung garantiert nicht! Erst recht nicht, wenn im gleichen Atemzug der Individualisierung des Unterrichts das Wort geredet wird. Diese lässt sich nur einlösen, wenn der schulische Unterricht von gut ausgebildeten Profis erteilt wird.

Walter Herzog, Oberhofen am Thunersee (BE)

In diesem Artikel zu Bildungsfragen weht ein erfrischender Wind. Man staunt nicht schlecht, wie plötzlich ganz andere Prioritäten gesetzt werden, um die Schulqualität zu sichern. Man spürt in jeder Textzeile, dass die Verfasser des «Crashkurses» sich zum Ziel gesetzt haben, den jungen Lehrpersonen mit innovativen Vorschlägen Mut zum Unterrichten zu machen. Es wird appelliert, sich an erfahrene Lehrpersonen zu wenden und deren erprobtes Unterrichtsmaterial zu verwenden. Dabei wird deutlich, dass die Fachdidaktik an den Pädagogischen Hochschulen in manchen Fächern zu wenig Startkapital bietet. Nötig wäre ein sanfter Umbau des Ausbildungskonzepts mit einer engeren Verknüpfung von Theorie und Praxis. Bereits mit der Ausarbeitung von Unterrichtsreihen für die aufwendigen Realienfächer könnte Einsteigern viel geholfen und die Lehrerbildung aufgewertet werden.

Hanspeter Amstutz, Fehraltorf (ZH)

Veranstaltungshinweise

Sind Inklusion und Integration in der Schule gescheitert?

Starke Volksschule Zürich, Donnerstag, 15. 9. 2022

Referent Dr. B. Kissling

Erziehungswissenschaftler und Psychologe mit langjähriger Erfahrung als Volksschullehrer.

Einladung zu einem Vortrag mit Diskussion

Ort und Datum

Donnerstag, 15. September 2022, 19.00 Uhr

Foyer des Pfarreizentrum Liebfrauen, Weinbergstrasse 36

8006 Zürich

[Mehr...](#)





Ein Leben lang Eltern oder Geschwister eines behinderten Kindes

Vortragsreihe Pädiatrie, Schule & Gesellschaft, Mittwoch, 14.9.2022

Referentinnen

Prof. Dr. Margrith Lin (Luzern)

Lic. phil. Judith Adler (Hochschule Luzern, Soziale Arbeit)

Einführung

Dr. med. Christoph Künzle, (Leitender Arzt Neuropädiatrie & Rehabilitation, OKS)

Ort und Datum

Mittwoch, 19. September 2022, 18.30 – 20.30 Uhr

Ostschweizer Fachhochschule, Rosenbergstrasse 59

(beim Bahnhof)

9000 St. Gallen

grosser Plenarsaal, Parterre



VORTRAGSREIHE
PÄDIATRIE, SCHULE & GESELLSCHAFT

Ein Leben lang Eltern oder Geschwister eines behinderten Kindes

MITTWOCH, 14. SEPTEMBER 2022, 18.30 – 20.30 UHR

